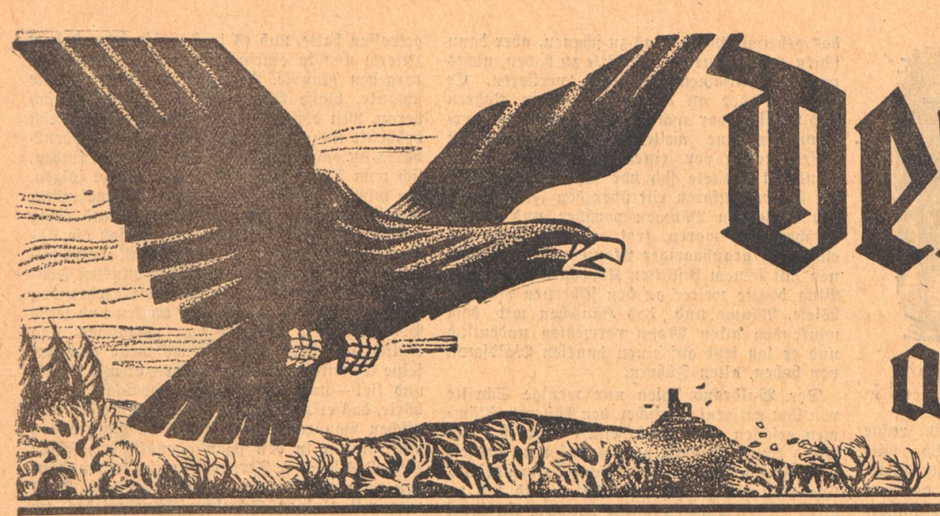
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

22 (3.6.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 22 – Jahrgang 1934 | Wochenbeilage des „Führer" | Sonntag, 3. Juni 1934

Um das Geheimnis des Vogelzugs

Von der Besichtigung der besteingerichteten Vogelwarte und der größten europäischen Beringungszentrale auf Helgoland

Stets hat die Menschen das Geheimnis des Vogelzuges beschäftigt. Die Sicherheit und Regelmäßigkeit, mit der bis auf den Tag bestimmt gewisse Vogelarten sich sammeln und in Massenzügen über Länder und Meere hinweg wandern zu anderen Erdteilen, setzt uns in Erstaunen. Groß ist unsere Freude, wenn die vorjährigen abgewanderten Freunde zu uns wiederkehren als sichere Vorboten der schönen Sommerzeit.

Aber da gibt es noch außer diesen instinktsicheren Jahreswanderungen uns bekannter Vogelarten Einzelwanderungen, ja es gibt zahlreiche, besonders interessante sog. Irrgänger. Aus warmen Erdteilen tauchen da plötzlich auf der einsam gelegenen kleinen Felseninsel Helgoland gefiederte Gäste auf, gleichsam Gäste des Himmels.

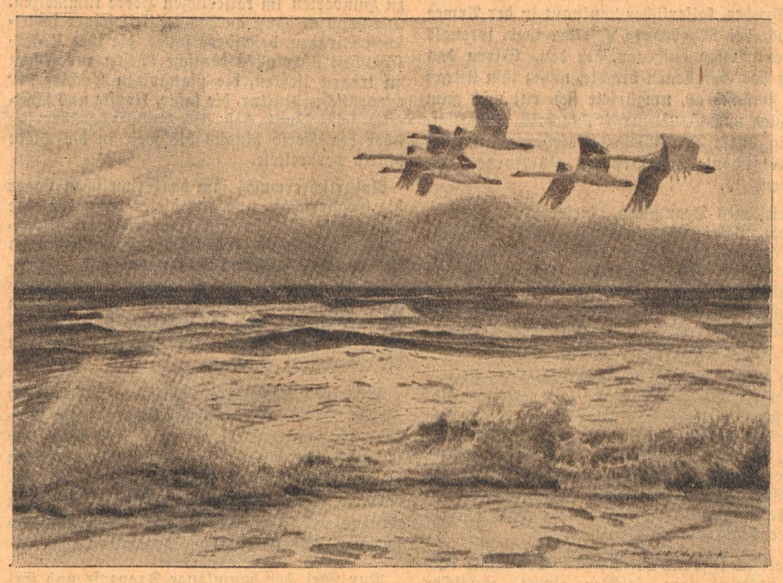
Da ich das Glück hatte, die sonst dem Besuch verschlossene, einzigartige Vogelwarte des Prof. Dr. Rud. Drost, die besteingerichtete und neben Rossiten (Kurische Nehrung) auch älteste zu schauen, kann ich darüber hier die schönsten Dinge erzählen.

Auf der unwirtlichen Insel, umgeben vom salzigen Ozean, ist mitten drin in einer Senke ein kleiner, üppiger Fanggarten angelegt mit winzigem Süßwasserbecken. Hier lassen sich die flugmüden Wandervögel gerne nieder. Ein lustiges Gezwitscher empfängt einen schon. Drei im Gebüsch geschickt verborgene, sich langsam verengende Fanggittergänge dienen täglich dem sehr ergiebigen Vogelfang. Bis zu 9000 Vögel werden dort jährlich gefangen. Aber nicht etwa, um sie nun einzusperren. Das wäre grausam. Die überraschten Gefangenen werden von der so behutsam väterlichen und geschickten Hand des Forschers gefaßt, auf Alter und Art bestimmt und beringt. Ein kleines, lose sitzendes Metallringlein um das rechte Bein ist die einzige harmlose Veränderung, die mit ihnen geschieht. Daß sie fein säuberlich in ein „Gästebuch" eingetragen und auch gewogen werden, merken die verschüchterten Tiere schon gar nicht. Lustig flattern sie wieder davon, nachdem sie, ohne davon zu wissen, der menschlichen Wissenschaft einen Dienst erwiesen haben.

Auf dem Festland sind Hunderte freiwilliger Mitarbeiter Prof. Drosts, die z. B. im Jahre 1932 über 75 000 und im Jahre 1933 sogar rund 90 000 beringten. Drei bis vier Prozent aller beringten Vögel werden wieder gefangen und geben damit den besten Aufschluß über das Geheimnis des Vogelzuges.

Um den Leuchtturm von Helgoland scharen sich in dunklen stürmischen Zugnächten gewaltige Vogelmengen. Es muß ein gespenstisches Bild sein mitten im Toben der Elemente. Durch Hilfskräfte wird auch dort eine große Anzahl gefangen, beringt und wieder freigelassen.

Der liebenswürdige, mit ganzer Hingabe seiner Arbeit lebende Prof. Drost strahlt und verkündet, ich habe Ihnen einen ganz besonderen Gast zu zeigen. Soeben haben wir — es ging so schnell, daß wir das gar nicht bemerkten — einen schönen Frühlingsboten, einen Kuckuck, gefangen, ein Irrgast aus Skandinavien. Scheu und stumm schaut uns das durch seinen Lockruf



Ziehende Störche

von Kind an so vertraute und liebe Tier an, als wollte es sagen, unsre Heimatwälder wären mir lieber als diese vertrackte Felseninsel mitten in der Wasserwüste. Wie der Blitz schießt er, wieder freigelassen, in südöstlicher Richtung dem deutschen Festland zu.

Einen guten Ueberblick über die Vogelzugsforschung und die Tätigkeit der Helgoländer Vogelwarte geben ihre reichhaltigen Schausammlungen im Nordseemuseum, die biologische Anstalt. Dieses „Vogelzugsmuseum" wurde 1931 als erstes seiner Art errichtet.

Weshalb Vogelzugsforschung? Diese Frage wird in der Schausammlung der Vogelwarte gestellt und beantwortet: Die Vogelzugsforschung ist nicht nur ein Zweig der Tierkunde, sie greift auch über auf Physiologie, Psychologie und auf entferntere Gebiete, wie Erdkunde und Wetterkunde. Sie hat aber auch Bedeutung für weite Kreise des Volkes; denn zwei Forschungsmittel, Beobachtung und Beringung sind auf die Mitarbeit vieler angewiesen. Volksgenossen aller Stände empfangen durch die Beringung und durch Wiederfunde beringter Vögel, deren Ringe Datum und Ort der Beringung tragen, Anregung und werden hierdurch zu Naturfreunden: Jeder Beringer wird zum Vogelschützer. Die Vogelzugsforschung erweitert die für den richtigen Schutz erforderlichen Kenntnisse von der Lebensweise der Vögel.

Die Ergebnisse der Beringung, die am leichtesten verständlich sind und auf der Mitwirkung weitester Kreise beruhen, verlangen eine besondere Berücksichtigung. Neben der „Heimattreue" und dem Lebensalter der ziehenden Vögel interessieren vor allem ihre Wanderwege. Die Lummen Helgolands wandern im Herbst nordwärts, in schwedische und norwegische Gewässer. Die Helgoländer Zugvögel jedoch stammen größtenteils aus Skandinavien, z. T. aus den baltischen Ländern und aus Ostdeutschland (Stare). Sie ziehen größtenteils südwestlich weiter, andere südlich, manche nur bis Belgien und Nordfrankreich (Finken), manche bis zu den Iberischen Inseln (Drosseln), andere nach Afrika (Insektenfresser). Die von Osten kommenden Stare überwintern in England und Irland.

Bei aller Sorgfalt und allem Fleiße wird jedoch das letzte geheimnisvolle Sehnen nach Wanderung und vor allem auch nicht der Drang zur Rückkehr in Heimatländer mit wesentlich schlechteren Lebensbedingungen erklärt werden können. Viel sind Klima und Nahrungsbedingungen Anlaß zu Wanderungen; manche Vogelzüge sind instinktmäßige Ueberbleibsel der klimatischen Bedingungen ganz früher Erdperioden.

Das warme Blut der Vogelheere trö[illegible] seine eigenen Gesetze in sich, wir erdgebunden Menschen haben mit Adlergeist uns aufgemac[illegible] gleichfalls durch die Lüfte zu segeln, Zeit u[illegible] Raum überwindend — aber auch wir könn[illegible] von unsrer Heimat nicht lassen.

Karl Neuscheler.

Aus dem Inhalt:

Ernst Kreuder: Das Silberfernrohr

Paul Krasnitz: Die Wette des Kornetts

Christoph Walter Drey: Drei blinde Passagiere

T. Victor: Zwischenspiel in Haifa

Max Dufner-Greif: Badener im Blutfold der Franzosen

Gustav Adolf Reiling: Der Bundschuh des Jahres 1502 zu Untergrombach

Filmbeilage: Schatzgräber Film Wir drehen einen Film

Technische Beilage: Hamburger Gängeviertel verschwindet — Hat die Erde einen zweiten Mond?

Wanderschaft

...Die Sonne sie bleibet am Himmel nicht steh'n
Es treibt sie durch Länder und Meere zu geh'n
Die Woge nicht haftet am einsamen Strand
Die Stürme sie brausen mit Macht durch das Land.

*

Mit eilenden Wolken der Vogel dort zieht
Und singt in der Ferne sein heimatlich Lied.
So treibt es den Burschen durch Wälder und Feld
Zu gleichen der Mutter der wandernden Welt. . . .

Von Ernst Kreuder

Bing, ein Mann, der viel gereist war und etwas von der Welt gesehen hatte, mußte sich eines Tages eingestehen, daß er die nähere Umgebung seines Heimatlandes nicht kannte. Er schloß sein Haus am Bodensee zu und trat mit einem Rucksack seine Wanderung durch Süddeutschland an.

In seinem Rucksack hatte sich ursprünglich nur etwas Wäsche und ein Schlafsack befunden. Als er jedoch den Main bei Würzburg erreichte, war der Rucksack mit allerlei alten Figuren, Heiligenbildern, Wachsmadonnen, Mineralien und sonderbaren Trödlerwaren angefüllt. Er war indessen kein Sammler, er behielt diese unterwegs erworbenen Dinge nie lange und verschenkte sie stets wieder an Freunde. Es genügte ihm, daß sie vorübergehend in seinem Besitz gewesen waren und ihren Zauber auf ihn ausgeübt hatten.

Bing war mit seiner Wanderung sehr zufrieden. Er legte die meisten Strecken zu Fuß zurück und nur an Regentagen fuhr er zuweilen ein Stück mit der Bahn. Die heimatliche Landschaft, die er nur von früheren Reisen flüchtig kannte, enthüllte ihm auf seinen geduldigen Wanderungen ihren unbeschreiblichen Zauber. Er fand sie wohl manchmal sonderbar welch und idyllisch, ja fast poetisch, und sie schien ganz von einem himmlischen Frieden erfüllt und machte den einsamen Wanderer fromm und wunschlos.

Eines Abends war Bing in der Nähe von Hanau an einen kleinen See gekommen. Es war ein ehemaliger Steinbruch, man hatte dort einst Basalt gebrochen, dann war er stillgelegt worden und die aufgebrochene Tiefe hatte sich mit Wasser gefüllt. Es war ein Spätsommerabend mit milden Farben, die schon der Frühherbst malte, der Wanderer spürte seit Tagen den Ausklang des großen Sommers, es war der Nachmittag des Jahres vor der Dämmerung, vor dem Abendrot, scheidend beglänzt von einem sinkenden Reifen und Fruchtbarsein, von Fülle und Wehmut, läuternd und voller Einkehr.

Bing hatte sich am Seeufer niedergelassen, es war recht zerklüftet und von Tannen und Kiefern und verwildertem Buschwerk bestanden, er hatte einige Aepfel gegessen und genoß nun den abendlichen Frieden und die Stille und Einsamkeit des verlassenen Seebildes. Nach einiger Zeit bekam er Lust, unter den Sachen in seinem Rucksack zu kramen, der nun bis zum Rande vollgepackt war und dessen Inhalt er in den nächsten Tagen in einer Kiste wegzuschicken gedachte. Er legte die Sachen aufs Gras und ordnete sie ein wenig, und als er schon damit fertig zu sein glaubte und sie wieder einpacken wollte, nachdem er sich dem stillen Genuß des ungestörten Betrachtens hingegeben hatte, entdeckte er auf dem Grunde des Rucksacks noch ein Fernrohr. Er konnte sich nicht erinnern, wo er es gekauft hatte, er hatte es auch bestimmt noch nicht näher angesehen oder gar seine Brauchbarkeit geprüft. Es war aus Silber und hatte vergilbte Elfenbeinringe, in den Silberhälsen waren kunstvolle Ziselierungen und arabische Schriftzeichen. Bing putzte es ein wenig, bis das matte Silber glänzte, dann nahm er es in beide Hände und hielt es vors rechte Auge, während er das linke zukniff.

Zuerst konnte er gar nichts sehen, es mußte wohl verstaubt und ganz blind sein. Aber als er das vorderste, dünnste Rohr etwas drehte, erblickte er den See vor sich und am gegenüberliegenden Ufer einige Gestalten. Er stellte es etwas schärfer ein, und nun sah er, daß es junge badende Frauen waren. Er war sehr verwundert, denn er hatte bisher niemand an dem stillen See bemerkt. Er betrachtete die badenden Frauen noch eine Weile, die gar nichts von seiner Anwesenheit zu wissen schienen, denn er sah ihre reizvollen, schlanken Gestalten, wie sie sich einem fremden Zuschauer wohl kaum dargeboten hätten. Aber als er sie mit dem optischen Auge noch näher heranholen wollte, um sich an der Schönheit ihrer schlanken Glieder zu erfreuen, waren sie urplötzlich verschwunden und mit ihnen der See, er sah jetzt in einen großen, tiefen Steinbruch hinab, winzige Männer schoben in der Tiefe auf schmalen Gleisen mit Basaltblöcken beladene Rollwagen —, da setzte Bing entsetzt das Fernrohr ab.

Der See lag vor seinem bloßen Auge wieder so ruhig wie zuvor, am Ufer waren keine schlanken, badenden Frauen mehr, eine Taucherente schwamm in der Mitte, tauchte unter und erschien wieder, schwarz und klein auf der Wasserfläche. Ich habe geträumt, dachte Bing, aber ich kann mich doch noch auf meine Nerven verlassen. Er nahm das Fernrohr wieder fest in die Hände, an dem er nichts verschoben hatte, und hielt es wie vorhin vors rechte Auge, wobei er das linke zukniff. Aber wiederum sah er in den tiefen Steinbruch hinab, die winzigen Männer liefen jetzt alle auf eine kleine Schlucht zu und dann löste sich unhörbar ein haushohes Stück der Basaltwand und brach unter Staubwolken und mit Geröll in die Tiefe des Steinbruchs hinunter. Jetzt überlief es Bing kalt. Er wußte sofort und ohne Täuschung, was das war. Er konnte durch das silberne Fernrohr in die Vergangenheit sehen.

Ein Gefühl von Schauder und Furcht hielt ihn einen Augenblick zurück, noch länger durch das geheimnisvolle Glas zu schauen, aber dann schien er mit einem Male Eile zu haben, nichts von der seltsamen Schau zu verlieren. Er drehte wieder an den ausgezogenen Rohren und plötzlich war auch der tiefe Steinbruch verschwunden, eine weite Wiese mit blühenden Apfelbäumen vor einem niedrigen weißen Häuschen breitete sich vor seinem Blick aus, ein Trupp Husaren ritt über den Feldweg an den blühenden Bäumen vorüber, und als sie entschwunden waren, trat aus dem Häuschen ein alter, grauhaariger Mann und winkte ihnen mit seinem bestickten Käppchen lange nach. Bing drehte weiter an den silbernen Rohren, Wiese, Bäume und das Häuschen mit dem winkenden alten Mann verwehten undeutlich und er sah jetzt auf einen dunklen Waldsaum von hohen, alten Föhren.

Der Waldrand schien nur wenige Schritte von ihm entfernt. Zwischen den düsteren Stämmen erschien der Kopf eines Pferdes, das Pferd trabte langsam heraus und trug auf seinem Rücken eine hohe, aufrechte Frauengestalt. Die Reiterin zügelte das Pferd und sah zu Bing nieder. Dieser erschrak vor dem Ausdruck einer niegesehenen, erhabenen Schönheit, es war ein Glanz, eine Reinheit und ein unirdischer Liebreiz in dem stillen, ernsten, edlen Gesicht der jungen Frau, daß es ihm den Atem benahm und ihm fast die Sinne schwanden. Das Unerwartete, Unfaßbare geschah. Die Reiterin blickte ihm in die Augen und lächelte ihn an. Es war das süßeste Lächeln, das Bing je getroffen hatte, und es traf ihn so sehr, daß er zitterte und in einem sengenden Glutwind zu vergehen glaubte. Jetzt hob die Reiterin die schlanke, blasse Hand und winkte ihn zu sich heran. Mit dieser Gebärde war er schon reich beschenkt und fühlte Seligkeit und unausdenkbares Gewähren, wie sollte er die Kraft finden, sich vom Boden zu erheben und ihr zu folgen. Da winkte sie noch einmal, leise fast wehmütig lächelnd und wendete den Rappen und Bing sah sie still in den Wald reiten, er sah die Königinnenschulter und stand schon auf, ihr zu folgen und sie einzuholen unter den dunklen Föhren, sein Herz brannte in tausend verzehrenden Liebesfeuern, sein Mund war trocken und seine Pulse schlugen wild, er war verzaubert und tödlich getroffen, er gab nicht mehr acht auf seine Schritte, und dann stolperte er und stürzte und fiel — und das war der erste Laut, den er hörte, das erste Geräusch seit der Stille des magischen Panoramas — mit einem platschenden Aufklatschen in den schon abendkühlen, stillen See. Das silberne Fernrohr entfiel seinen Händen und sank in den tiefen See hinab. Bing war mit einigen Schwimmstößen wieder am Ufer und zog sich ernüchtert und mit triefenden Kleidern ans Land. Eine Weile saß er sinnend da und starrte auf den verblassenden See, der fremden Reiterin gedenkend, die er nun nie mehr einholen würde. Dann stand er auf und trug trockenes Astwerk zusammen, entfachte ein Feuer und begann seine Kleider zu trocknen. Am Himmel war der Abendstern aufgegangen.

Die Wette des Kornetts / Von Paul Krasnitz

Des jungen Freiherrn von Ermerkirch große Sehnsucht war der Soldat, besser: der Reiter! Wenn er sich erwachsen in künftigen Kämpfen sah, jagte er stets mit schwerem, schwingendem Pallasch über die Kampffelder seiner Phantasie.

Der schlanke, ranke Ermerkirch, der, biegsam wie eine Gerte, gerne auch in scharfen Spotthieben beißend war wie diese, verlangte nach der singenden Zugluft des Galopps der raumgreifenden Wendigkeit des Reiterkampfes dem sausenden Rausch der Attacke. Erst vom Kampfroß aus schob sich diesen hellen Augen die Welt zum richtigen Bilde zurecht.

So kam es wunderlich genug: Als sein älterer Bruder, kaiserlicher Leutnant in der Armee Tillys, bei Magdeburg gefallen war, sprengte er dem Boten entgegen, der den Eltern das Zeug des Gefallenen brachte, nahm ihm Küraß und Pallasch ab, umgürtete sich, ritt noch zum Abschied nach Hause und trabte bald, neunzehnjährig, durch Deutschland, Eisleben zu, um sich im Regimente des Bruders als Kornett zu melden.

Seltsames Traumbild, dieser Ritt, Felder, Städte, Täler: Deutschland —. Der Kornett empfand es als Süßes Schweres, Neues, Erschütterndes, als Glanz aus Augen, die ihn grüßten, als herben Takt im Männertritt, als Schimmer über Hof und Felder, als Linienzug um Dome, Berge, Garben. Oft warf er jauchzend seinen Gaul in brausenden Galopp.

Je weiter er nach Norden kam desto bunter wurde es; Soldatenvolk zog jetzt mit ihm, Arkebusiere, Pikeniere, oft sah er in der Ferne eine Schwadron Lanzenreiter oder Karabiniers. Und in Eisleben umfing ihn der ganze kriegerische Tumult des Hauptquartiers, verstopfte Straßen, Kriegsvolk, Meldereiter, dazwischen in Federhut und Stulpenstiefeln lässig einherklirrend die Herren Offiziere.

Der junge Ermerkirch war in der Stadt bald gut bekannt, sein leichter, etwas zierlicher Schritt, sein spöttisch verzogener Bubenmund stachen so selten heraus aus der dumpfen Masse soldatesker Gewöhnlichkeit. Und daß er den Teufel im Leibe hatte, Hohn und Spott verschwenderisch verteilte, und vielleicht, falls vonnöten, auch einiges mit der flachen Klinge dazu, denn scharf zu kämpfen verbot Tillys Feldordre den Offizieren, das vertrug sich durchaus mit der quecksilbernen Bosheit seiner Zunge, mit der nervösen Anmut seiner angriffslustigen Gesten. Bald hatte er einen Troß sporenklirrender junger Kampfhähne im Gefolge und seinen Standplatz am imposanten Korso der flanierenden Offiziere.

Da stand er dann inmitten seiner lachfreudigen Bässe, kleiner als alle um ihn, fast mädchenhaft in seinem zierlichen Bau, und holte sich seine Opfer aus denen, die da vorüberkamen. Doch er vermied es geflissentlich, sich an deutschen Offizieren zu reiben, sein heller Späherblick schoß immer nur nach den dürren Klappergestalten der welschen Offiziere, der Franzosen, Wallonen, Spanier, Italiener, die sich zu Hunderten im kaiserlichen Heere tummelten. Die band er dann an das Leitseil seiner spöttischen Tiraden, besonders solche, die ihre Ueberlegenheit über alles deutsche Wesen zur Schau zu tragen liebten, die pfaustolzen Pächter der europäischen Kultur, die faßte, klopfte und schüttelte sein Spott, daß das Lachen darüber sich über den Korso hinaus bis weit in die Stadt hinein verbreitete.

Natürlich erwuchs ihm da im welschen Lager die Gegnerschaft, und aus dieser dann der eine kongeniale Gegner, ein klapperdürrer, olivenhäutiger Franzose, dessen beerenschwarze Augen in Spottlust aufflunkeln konnten wie Höllenblitze. Da gab es bald auch einen neuen Standplatz für die schwarzlockigen, den Deutschen gegenüber, und Tag für Tag bös blitzende Gefechte scharfer Worte, ein Hin und Her von hohngegerbten Scherzen.

Bis eines Tages die Spannung unerträglich wurde, sei es, weil Mädchen an der Ecke standen, die horchten, sei es, weil das Soldatentemperament die Grenze seiner Langmut an diesem Tage erreichte, kurzum, jäh, plötzlich, unerwartet schrien die Deutschen und die Welschen wütend auf und standen auch schon mit gehobenen Säbeln einander gegenüber.

Nur zwei, der baumlange Franzose und Ermerkirch, verblieben kühl. Und unter dem dichten Walde blitzender Klingen fand dann die Wette statt, die, vom Franzosen wohl nur im Hohne proponiert, vom Deutschen zum feierlichen Spruche gewendet wurde.

Er hätte einen Vorschlag, so begann der Franzose und stellte sich grinsend zwischen die Parteien, hätte den Messieurs eine Proposition zu machen, vielleicht könne man dadurch den Meinungskampf entscheiden: Wer im nächsten Gefechte den gefährlichsten Feind zur Strecke bringe, solle damit den Beweis seiner Mehrwertigkeit erbracht haben. Dabei aber zwirbelte er seinen pechschwarzen Spitzbart mit so satanischem Hohn, sah dem jungen, noch durch keine Schlacht gegangenen Kornett mit so geringschätziger Ironie in die Augen, daß die deutschen Säbel zu zittern begannen.

Auch dem jungen Ermerkirch schoß erst das Blut in den Kopf, dann aber verzog sich sein Mund, mit einer kurzen, federnden Bewegung stieß er den Pallasch in die Scheide und faßte den Baumlangen ins Auge: „Angenommen, mein Herr! Wir sind Soldaten wie Sie. Wer im nächsten Gefechte bessere Arbeit tut, den gefährlichsten Feind erschlägt, sei Sieger!“ Der Franzose nickte, nun doch ernst geworden, zustimmend, die Klingen rasselten in die Scheiden, Verbeugungen hüben und drüben, und sporenklirrend ging man auseinander.

So war die Wette des Kornetts geschlossen worden. Von diesem Tage an verschwand der kleine Ermerkirch aus den Straßen. Erst als die Armee aus Eisleben ausrückte, sah man ihn anmutig und bleich, aber mit fest geschlossenem Munde und harten Augen, unter seinen Reitern. Die Armee zog sich über die sächsische Grenze und stand eines Morgens in Schlachtordnung unter einem tiefblau leuchtenden Himmel. Eben war ein Regiment Lanzenreiter vorgegangen, Ermerkirch sah den baumlangen Franzosen wild galoppierend an der Tete, da setzte sich auch des Kornetts Regiment in Bewegung. Bald donnerten die Rufe über den Boden, und von Sprung zu Sprung wurden die Gesichter der Feinde deutlicher. Sächsisches Fußvolk war es. Ermerkirch entdeckte die schwarz-gelben Feldbinden der Offiziere und nahm nach kurzer Fortdauer des jagenden Galopps auch schon den Ausdruck ihrer Augen wahr.

Da aber geschah etwas was seltsam war und ohne Gleichnis. Der junge Ermerkirch entdeckte nämlich links von sich den hageren Franzosen. Der war bereits an den Feind heran und bearbeitete mit seinem gewaltigen Faustrohre die Köpfe seiner Gegner. Der Kornett sah sie fallen, blonde blauäugige Männer, Männer, wie er sie zu Hunderten auf seinem Ritte durch Deutschland gesehen hatte, an Pflügen, in Werkstätten, in Kirchen und auf Feldern, Männer des gleichen Schlages, wie sie auch seine Heimat gebar, deutsche Männer wie sein Vater, sein Bruder, wie er selbst, und diese Männer fielen dort drüben, erschlagen von dem gelbhäutigen Satan, dem pechhaarigen Franzosen, der seine Mordarbeit mit der harten Freude seines fremden Blutes verrichtete.

In diesem Augenblicke drängte dem Kornett alles Blut zum Herzen, ein rauher Schmerz griff hart an seine Kehle, kreideweiß wurde sein Gesicht und verzog sich wie das eines weinenden, zornigen, verzweifelten Kindes, die Fronten verschoben sich, er sah wogende Felder, Städte, Täler, drüben den baumlangen Franzosen, der wild hineinschlug — da riß er das Pferd herum und fegte mit einem fürchterlichen Hiebe den Gallier vom Roß.

Ein Lanzenreiter, der den Kornett für einen Wahnsinnigen oder einen Verräter halten mochte, rannte ihm fast im gleichen Momente die Rennlanze tief in den Leib. Mit einer fast mädchenhaft weichen Bewegung glitt der junge Ermerkirch sterbend von seinem Pferde, doch sein schmaler Spöttermund war von einem so reichen Lächeln gewölbt, ein so stolzer Friede lag über dem sterbensblassen Bubengesichte — als hätte er seine Wette gewonnen.

Jeder Tag

Von

Wilhelm Luetjens

Jeder Tag schreibt seine Runen
in dein Angesicht.
Was die Zeichen dir verkünden:
fühlst du's nicht?

Wie mit Teufeln du gerungen
ohne Unterlaß,
wie du Liebe hast getragen
oder Haß —

Wie du müde dich ergeben
deiner Not
oder dich ans Licht erhoben
aus dem Tod:

Alles schreibt in deine Hände,
in dein Angesicht
jeder Tag mit klaren Zeichen.
Spürst du's nicht?

Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 22 — 3. Juni 1934

Die Ueberraschung des Turniers in Aachen war der Nachwuchsspieler Lange-Essen, der bis zur vorletzten Runde dem zähen Kämpen Carls-Bremen den Sieg streitig machte, in den beiden letzten Runden allerdings Carls, Reinhardt-Hamburg und Rödl-Nürnberg die drei ersten Plätze überlassen mußte. Eine schreckliche Niederlage brachte er dem bewährten süddeutschen Spitzenspieler Rödl in folgendem Damengambit bei.

Weiß: Lange	Schwarz: Rödl
1. d2—d4 Sg8—f6	2. Sg1—f3 e7—e6
3. c2—c4 d7—d5	4. Lc1—g5 Lf8—e7
5. e2—e3 0—0	6. Sb1—c3 b7—b6?!
7. c4:d5 e6:d5	8. Lf1—d3 Lc8—e6!
9. Sf3—e5 c7—c5?	10. 0—0 c5—c4
11. Ld3—c2 a7—a6	12. f2—f4 b6—b5
13. a2—a3 Dd8—d6	

In Frage kam hier Sf6—e8

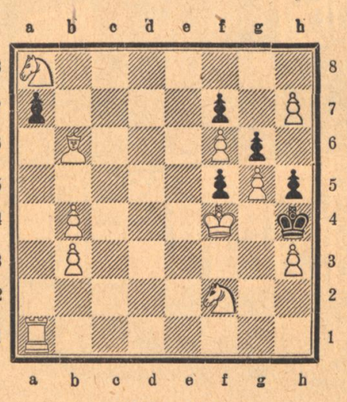
14. Tf1—f3 Sb8—c6	15. Tf3—g3! Le6—d7
16. Lg5:Lf6! Le7:Lf6	17. Dd1—h5 g7—g6

Weiß hat jetzt genügend Streitkräfte auf dem Hauptkriegsschauplatz, dem Königsflügel versammelt und zerschlägt mit wuchtigen Streichen die Bastionen vor dem schwarzen König.

18. Se5:g6! f7:g6	19. Lc2:g6 Aufgegeben.

Problem Nr. 24
Karl Berlinghof-Karlsruhe
Urdruck

Weiß: Kf4, Ta1, Lb6, Sa8, f2; Bb3, b4, f6, g5, h3, 87.
Schwarz: Kh4, Ba7, f5, f7, g6, h5.



— Matt in 4 Zügen —

Gewonnen und verloren

Wir haben nach dem unerwarteten Verlauf der in Karlsruhe gespielten Partie den Verlierer Bogoljubow gebeten, uns diese Partie selbst einmal zukommentieren.

Der tragische Verlauf der 21. Wettpartie aus dem Kampf um die Weltmeisterschaft im Schach.

Damengambit.

Weiß: Bogoljubow Schwarz: Dr. Aljechin

1. d2—d4 d7—d5, 2. Sg1—f3 e7—e6, 3. c2—c4 a7—a6, 4. c4—c5 . . .

Ueblicher ist der Abtausch auf d5, wonach Schwarz seinen Damenflügel grundlos geschwächt hat. Mit dem Textzug spielt Weiß auf Komplikationen.

4 . . . b7—b6, 5. c5×b6 . . .

Falsch wäre 5. b4 wegen der Aufrollungsmöglichkeit 5 . . . a5! usw.

5 . . . c7—c5

Besser als 5 . . . cb, denn nach dem Textzug erhält der Nachziehende eine starke Stellung im Zentrum.

6. Sb1—c3 Sb8—d7, 7. Sc3—a4 c5—c4?

Dieses außerordentlich riskante Bauernopfer erweist sich im Verlauf des Kampfes als nicht genügend. Richtig war 7 . . . cd, um 8. D×d4 mit Se7! zu erwiedern.

8. Lc1—d2 Lf8—d6.

Natürlich nicht 8 . . . S×b6, 9. La5 und gewinnt.

9. b2—b3 Lc8—b7, 10. e2—e3 c4×b3, 11. Dd1×b3 Sg8—e7, 12. Lf1—d3 0—0, 13. 0—0 Se7—c6.

Verhindert Lb4 und dient dabei gleichzeitig als Vorbereitung des Nachstoßes e5, die einzige, aber sehr schwache Gegenchance des Nachziehenden.

14. Tf1—c1 e6—e5, 15. Ld3—f5! . . .

Ein wichtiger Zug! Der Läufer dient zur Verteidigung des Königsflügels, außerdem wird die Basis der für den Entscheidungskampf wichtigen c-Linie (Punkt c8) bereits unter verdecktes Sperrfeuer genommen.

15 . . . e5—e4, 16. Sf3—e1 Sd7—f6, 17. Sa4—c5 Dd8—e7, 18. g2—g3. . .

Schafft die Möglichkeit, später den Springer via g2 ins Gefecht zu bringen.

18 . . . Tf8—b8, 19. a2—a4 a6—a5.

Kaum zu umgehen, doch nun wird a5 schwach, außerdem steht dem Anziehenden das Einbruchsfeld b5 zur Verfügung.

20. Db3—b5 Sc6—d8, 21. Sc5×b7 Sd8×b7, 22. Ta1—b1 h7—h5, 23. Se1—g2 . . .

Ein anderer gangbarer Weg, war das Springermanöver Se1—c2—a1—b3 mit positioneller Gewinnstellung

23 . . . g7—g6, 24. Lf5—h3 g6—g5, 25. Lh3—f5 De7—d8, 26. Tc1—c6 Ld6—e7, 27. h2—h4! . . .

Weiß hatte keinen Grund der nun folgenden Wendung auszuweichen, da er für den Verlust der Qualität eine klar gewonnene Partie erlangt.

27. . . g5×h4, 28. Sg2×h4 Sb7—d6, 29. Tc6×d6 Dd8×d6, 30. b6—b7 Ta8—a7, 31. Lf5—c8 Le7—d8, 32. Sh4—f5 Dd6—a6, 33. Db5—c5 . . .

Zum Siege ebenfalls ausreichend war 33. Lc1 nebst La3 mit entscheidenden Einbruchsdrohungen.

33 . . . Ta7×b7, 34. Tb1—b5?? . . .

Ein unbegreiflich feister Bock! Zum leichten Gewinn führte die Abwicklung auf b7 die auch durch den Vorbereitungszug Kg2 eingeleitet werden konnte.

34 . . . Tb7×b5, 35. Lc8×a6 Tb5×c5, 36. d4×c5 Sf6—d7, 37. c5—c6 Sd7—e5, 38. Sf5—d4 Tb8—b2, 39. Lb2—c3 Tb2—b1+, 40. Kg1—g2 Lb8—b6, 41. La6—b7 . . .

Der abgegebene Zug!

41 . . . Se5—f3, 42. Sd4×f3? . . .

Nach dem richtigen Zug 42. Sf5 ist ein klarer Gewinn für Schwarz nicht ersichtlich.

42 . . . e4×f3+, 43. Kg2×f3 Lb6—c7, 44. Lb7—a6 Tb1—c1, 45. Lc3—d4 Tc1×c6, 46. La6—b7 Tc6—c4, 47. Lb7×d5 Tc4×a4, 48. Kf3—e2 Lc7—d6, 49. f2—f4 Ld6—f8, 50. f4—f5 Ta4—b4, 51. Ld4—c3 Tb4—g4, 52. Lc3—e5 a5—a4 53. e3—e4 h5—h4, 54. Ke2—f3 h4—h3!, 55. Le5—f4 Tg4—g7, 56. g3—g4 . . .

Auch 56. e5 vermag den Tag für Weiß nicht zu retten.

56 . . . Tg7—h7, 57. Lf4—h2 Lf8—d6! 58. Lh2×d6 h3—h2, 59. Ld6×h2 Th7×h2, 60. e4—e5 a4—a3 61. e5—e6 f7×e6, 62. Ld5×e6+ Kg8—f8, 63. Kf3—f4 a3—a2 aufgegeben.

Anmerkungen: E. Bogoljubow.

Städte-Schachwettkampf Rastatt—Gaggenau

Rastatt weilte in Gaggenau zu einem Wettkampf. An 17 Brettern wurde gekämpft. Rastatt blieb mit 9½:7½ Punkte Sieger.

Die Farbe der Weltmeere

Von Hermann Petersen

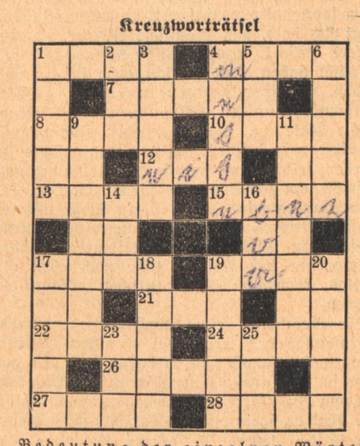
Jeder kennt die blaue Farbe des Ozeans, hat wenigstens von ihr gehört. Graublau ist die offene See im hohen Norden, blaugrün in gemäßigteren Breiten, während sie in wärmeren Zonen die tiefblaue Farbe, das satte Indigoblau zeigt, die das Entzücken aller bilden, die es je gesehen haben. Am Horizont hebt sich das intensive Kobaltblau scharf gegen den etwas blasseren Himmel ab; an Stellen wiederum, wo sich Untiefen befinden, nimmt das Wasser eine mehr oder weniger grüne Färbung an. Bei sehr geringer Tiefe schimmert der mit Sand oder feinem Kalk bedeckte grauweiße Boden durch. Zieht eine Wolke an der Sonne vorbei, so zeigt sich auf der Meeresoberfläche ein graublauer Schatten. Nichts liegt also näher, als daß man die blaue Farbe der See, besonders in südlichen Breiten, dem Widerspiegeln des Himmelblaus zuschrieb. Unsere Nordsee mit ihren wenigen Sonnentagen ist allerdings selten blau, jedenfalls in den ziemlich seichten Küstengewässern; meist zeigt sie die düstere, graue Farbe, die wir bei bedecktem Himmel wahrnehmen. — Wie erklärt sich nun beispielsweise die Farbe des Ozeans? Sie entsteht aus dem Zusammenwirken verschiedener Faktoren, von denen die Intensität des Lichtes nur einer ist. Der Grund für die blaue Farbe liegt, bildlich wie buchstäblich gesprochen, tiefer. Es sind in erster Linie die Lichtstrahlen, die ins Wasser einfallen und von ihm wieder zurückgeworfen werden und unser Augen treffen. Wenn das Licht unter zu kleinem Winkel einfällt, wie es bei tiefem Stande der Sonne der Fall ist, so wird es ganz zurückgeworfen, und es entsteht die von den Dichtern mit Vorliebe besungene glitzernde Sonnenbahn. Die gleiche Erscheinung tritt auf, wenn kleine Wellen oder Furchen über die Wasseroberfläche tanzen. Steht die Sonne höher, so dringt das Licht in das Wasser ein, und zwar in verschiedener Weise je nach der Farbe der Lichtstrahlen und dem Brechungsindex des Wassers. Die für uns unsichtbaren infraroten Wärmestrahlen des Spektrums werden schon dicht unter der Oberfläche absorbiert. Die roten Strahlen gehen bis auf 500 Meter Tiefe, und noch weiter fallen die folgenden Farben ein, orange, gelb und grün. Die größte Tiefe erreichen die blauen und die wieder nicht sichtbaren ultravioletten Strahlen, die bis zu 1000 Meter gelangen. Treffen nun diese Strahlen, bevor sie vom Wasser absorbiert sind, auf ihrem Wege einen auch noch so kleinen Gegenstand, so können sie an die Oberfläche zurückgeworfen und damit von unserem Auge wahrgenommen werden.

In den meisten Fällen sind es die blauen Strahlen, die einen solchen Weg nehmen, und daher erscheint das Wasser uns blau. Nächst der Stärke des Lichts spielt die Durchsichtigkeit des Wassers hier eine große Rolle. Man mißt diese durch das Versenken einer runden Metallscheibe von 40 bis 50 Zentimeter Durchmesser, meist weiß gestrichen, und untersucht nun, in welcher Tiefe diese Scheibe für unser Auge noch eben sichtbar ist. Bei genügendem Abstand von der Küste wird die Scheibe unsichtbar in der Ostsee bei einer Tiefe von 10 bis 13 Metern, in der Nordsee bei 13 bis 20 Metern, im Mittelmeer erst bei 45 bis 55 Metern und im Indischen Ozean bei 45 bis 50 Metern. Ja, in dem ungewöhnlich durchsichtigen Sargasso-See im nördlichen Atlantik zwischen den Azoren und Bermudas ist die Scheibe auf 66 Meter Tiefe noch gerade sichtbar. — Trübungen des Wassers beeinflussen die Durchsichtigkeit in hohem Grade. Aus Untiefen wird nach schweren Stürmen und bei starkem Seegang feiner Sand aufgewühlt. Doch auch weit draußen, wo der Einfluß des Grundes und naher Küsten nicht mitspricht, kann das Seewasser eine andere Färbung annehmen. Hier sind es kleinste Lebewesen, Tiere sowohl wie Pflanzen, die man unter dem Namen Plankton zusammenfaßt, die das Wasser grünlich färben, wenn sie in großen Massen auftreten. Es sind besonders die Diatomeen, einzellige Kieselalgen von meist grünlichbrauner Färbung, die großen Einfluß auf die Farbe des Wassers ausüben. Ungezählte Milliarden solcher Diatomeen kommen vor allem in kalten und gemäßigten Küstengewässern vor, wo sie das Urnahrungsmittel der Seetiere bilden. Ihre Körperchen wirken wie unvollkommene Spiegel, die das auffallende Licht zurückwerfen und dem erfahrenen Seemann in unsern Breiten schon an der Färbung des Wassers den Uebergang von der Tiefe der hohen See zu den seichteren Küstengewässern erkennen lassen.

Lichtstärke, Tiefe, Durchsichtigkeit des Wassers sind mithin die wichtigsten Faktoren, welche die Farbe des Seewassers bestimmen. Vollkommen reines Wasser würde bei genügender Tiefe für uns völlig schwarz erscheinen, da alles einfallende Licht absorbiert würde; solches Wasser kommt in der Natur nicht vor. Je ärmer die See an Plankton ist, also weit draußen im Ozean wie in der erwähnten Sargasso-See, desto blauer ist das Wasser. Am scharf abgezeichneten Horizont scheint die Färbung noch tiefer zu sein als die des Himmels darüber. Das kommt daher, daß der aufsteigende Wasserdampf den Himmel am Horizont blasser erscheinen läßt als im Zenith, selbst wenn keine Wolken da sind. Dunkle Wolkenschatten verändern das Bild. Uebrigens ist der Eindruck, den die Farbe des Seewassers auf uns macht, großenteils optische Täuschung, da allerlei zerstreutes Licht auf unser Auge einwirkt. Das Rote Meer dürfte seinen Namen, der übrigens schon im Altertum auftritt, dem Vorkommen eines roten Drahtwurmes (trichodesmium) verdanken, der in unendlichen Mengen, zu wahren Bündeln vereint, dem Meere seine charakteristische Färbung gegeben zu haben scheint. Vielleicht hat bei der Benennung auch die Färbung des Wüstensandes und der roten Felsen an der Küste mitgesprochen. Das Gelbe Meer führt seinen Namen auf die Massen von Löß zurück, die von dem Ho-Hang-Ho weit in die See hinausgespült werden. Beim Schwarzen Meere liegt die Sache anders. Natürlich ist es nicht schwarz. Die Bezeichnung scheint auf alte griechische Seefahrer zurückzugehen, die es „Pontus axinus" das „ungastliche Meer" nannten, weil die felsige asiatische Küste keinerlei Häfen aufwies und ringsum barbarische Völkerschaften wohnten. Als später aber doch griechische Kolonien am Schwarzen Meer entstanden, wurde die Bezeichnung „axinos" in „euxinus" (gastlich) geändert, sei es, um künftige Kolonisten nicht abzuschrecken, sei es aus einem Hang der Griechen zum Euphemismus. — Wenn es nun auch kein „Blaues Meer" gibt, so wird doch die große Meeresströmung, die von Japan nach Kalifornien hinüberführt, Kuro-Schiwo genannt, das heißt: „blaues Salz". In der Tat zeichnet diese Strömung, wie auch der Golfstrom im Atlantik, sich durch eine tiefblaue Farbe aus, die als Kontrastwirkung besonders dann auffällt, wenn der Golfstrom am Rande der Neu-Fundland-Bank senkrecht auf die kalten grünen Wasser des Labradorstromes trifft und dabei in Streifen auseinanderfließt. Der höhere Salzgehalt des wärmeren Wassers kann die Farbe sicherlich beeinflussen; entscheidender ist aber wohl der Reichtum an Plankton-Organismen, die in dem kälteren Wasser in Myriaden leben, während das Plankton im Golfstrom viel seltener, wenn auch den Arten nach mannigfaltiger ist. So bilden auch hier, in der Nähe gefahrdrohender nebelreicher Küsten und in einem Gebiete, w die Gefahr durch Eisberge besonders groß i grüne Streifen im dunkelblauen Wasser f den Seefahrer ein Warnungszeichen. Aus d oben Gesagten folgt auch, daß das gr ne, nicht das blaue Wasser für das ben der See das wichtigere, weil an N rungsstoffen reichere zu sein scheint. Man k dies nicht kürzer und treffender ausdrücken, mit den Worten eines Teilnehmers an ein deutschen Tiefsee-Expedition, der Blau als d „Wüstenfarbe der Weltmeere" bezeichnete.

Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter.
a) von links nach rechts: 1 gedrehter Strick, 4 Nebenfluß des Rheins, 7 Stift, 8 Körperteil, 10 Getränk, 12 Süßspeise, 13 Großwild, 15 männliches Haustier, 17 Raubtier, 19 Meerespflanze, 21 Raubfisch, 22 Raubvogel, 24 Faden, 26 Teil des Rheinischen Schiefergebirges, 27 Paradies, 28 europäische Hauptstadt;

b) von oben nach unten: 1 Teil des Fußes, 2 Nebenfluß der Donau, 3 Verkaufslokal, 4 katholischer Gottesdienst, 5 englisches Getränk, 6 Schöpfung, 9 bayerische Landschaft, 11 deutscher Freiheitsdichter, 14 Verbindung, 16 Riesenschlange, 17 Insekt, 18 deutscher Strom, 19 Raubtier, 20 Hafenstadt in Italien, 23 Windseite, 25 türkischer männlicher Vorname. 32046

Bilderrätsel

Verbindet man die Anfangsbuchstaben der zu erratenden Bezeichnungen in richtiger Weise, so erhält man den Namen der Stadt, die das abgebildete Wappen führt.

Auflösungen

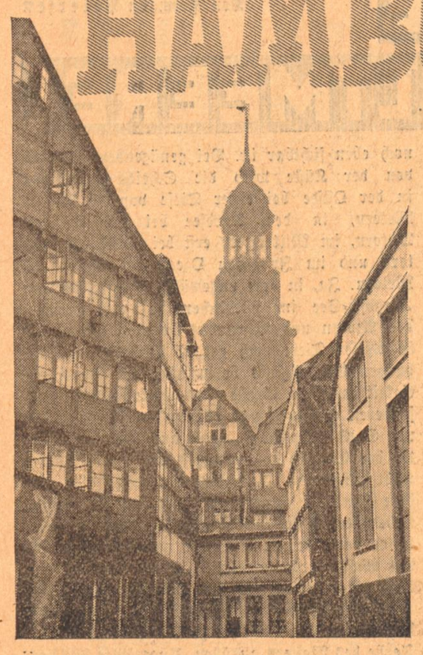
Kreuzworträtsel

a) 1 Idee, 4 Same, 7 Demmin, 8 Oede, 9 Leer, 11 Bern, 12 Isar, 14 Made, 17 Lage, 18 Grimma, 19 Esra, 20 Saft; — b) 1 Idol, 2 Emme, 3 Emir, 4 Snob, 5 Madrid, 6 Eden, 10 Elsaß, 12 Ilse, 13 Rega, 14 Mais, 15 Alma, 16 Etat.

Bilderrätsel

Was sich soll klären, das muß erst gären.

HAMBURGER Gängeviertel verschwindet



Über 12 500 Menschen wohnen im Hamburger Gängeviertel, wohnen in Gassen, die teilweise so eng sind, daß nur wenige Augenblicke am Tage die Sonne bis auf die Erde kommt, wohnen in Hinterhöfen, in denen Licht, Luft und Sonne, ohne die nicht einmal eine Pflanze gedeihen kann, fehlt. Mancher SA.-Mann, mancher Polizist hat hier sein Leben lassen müssen; das Gängeviertel entwickelte sich zur Hochburg des Kommunismus. Es wurde dank seiner unzugänglichen Lage das Operationsgebiet der roten Mörder, es war der Polizei unmöglich, die Leute, die die mörderischen Kugeln aus den Fenstern, von den Dächern feuerten, zu fassen. Es gab zu viele Schlupfwinkel und Durchgänge, einige Bierfässer konnten ganze Gänge versperren. So versagte hier auch das Maschinengewehr, und der Scheinwerfer, der durch seine Blendwirkung jeden Angreifer kampfunfähig machte, war die letzte Waffe bei der Bekämpfung der Verbrecher.

Warum ist denn aber das Gängeviertel nicht schon lange saniert worden? Wenn für große Bauten viele Millionen ausgegeben wurden, warum dachte keiner daran, diese Gelder für die Umpflanzung derjenigen Volksgenossen, die hier wohnten, in schöne gesunde Gegenden zu verwenden. Denn, wenn auch das Gängeviertel der Schlupfwinkel des lichtscheuen Gesindels wurde, es wohnen hier viele Tausende braver Arbeiter und Handwerker. Manche Leute sind hier geboren und haben in treuer Pflichterfüllung ihr Leben lang ihr Werk getan. Erst der Hauptgrundsatz des Nationalsozialismus ermöglichte die Durchführung der Sanierung: Gemeinnutz geht vor Eigennutz. Nur sehr kurze Zeit, nachdem unsere Parteigenossen in das Hamburger Rathaus eingezogen waren, wurde bereits der erste Schlag zum Abbruch des Gängeviertels gemacht. Was in den reichen Zeiten vor dem Kriege, was in den vierzehn Jahren marxistischen Regimes nach dem Kriege nicht möglich war, unseren Volksgenossen, und zwar den allerärmsten, genügend Lebensraum zu schaffen, konnte jetzt innerhalb eines Monats in Angriff genommen werden. Der Hamburger Polizeisenator Richter, ein alter NS.-Kämpfer, wurde zum Kommissar für die Sanierung eingesetzt. Es sollen keine großen Landesplanungen vorgenommen werden, vielmehr soll die ganze Sanierung unter sozialpolitischen Gesichtspunkten erfolgen. Für Bodenspekulation für Differentialgewinne der Unternehmer ist kein Raum. Sind beispielsweise die Forderungen der Eigentümer zu hoch, wird das Grundstück ohne weiteres gegen angemessene Vergütung auf Grund eines neuen Gesetzes enteignet. Pflichtarbeiter der Wohlfahrtsbehörde leisten einen großen Teil der Abbruchs- und der Aufbauarbeiten. Das beim Abbruch anfallende noch brauchbare Material wird in gebrauchsfertigem Zustande der Stadtrandsiedlung zur Verfügung gestellt. Dadurch können die Kosten für die Siedlungsbauten selbstverständlich sehr verbilligt werden, was sich dahin auswirkt, daß eine größere Anzahl von Siedlungsstellen als vorgesehen war, geschaffen werden kann.

Im ganzen sollen 400 Häuser, die auf 165 Grundstücken stehen, abgerissen werden. Von den Bewohnern wird immer nur ein Teil anderweitig untergebracht. So werden ihnen zum Anfang die Wohnungen der marxistischen, mit Geldern der Beleihungskasse errichteten Wohnblocks zur Verfügung gestellt. Diese Wohnungen stehen zum Teil leer, und es wird besonders darauf geachtet, daß die Mieter, jedenfalls solange es ihre ökonomische Lage nicht erlaubt, keine höhere Miete zu bezahlen brauchen, als in den jetzigen völlig unzulänglichen Wohnungen. Von den 12 500 Bewohnern des Sanierungsgebietes können 900 wieder auf dem gleichen Gelände untergebracht werden. Das Gebiet soll mit zweistöckigen Häusern bebaut werden und als gesunder Wohnort für Hafenarbeiter und Gewerbetreibende dienen. Auf keinen Fall sollen die Wohnungen zu teuer werden. Sie werden im allgemeinen eine Wohnküche, Schlafraum und Kammer besitzen, und die Miete wird zwischen 25 und 30 M. schwanken. Die Bewohner brauchen also für die neue gesunde Wohnung nicht viel mehr zahlen, als in den finsteren, ungesunden Häusern, die sie jetzt bewohnen. Die Wohnungen werden im Hinblick auf Gesundheit, Zweckmäßigkeit und Preiswürdigkeit zu den modernsten Arbeiterwohnungen in unserem Vaterlande gehören.

Der Abbruch des Gängeviertels hat bereits begonnen. Auf manchem Hinterhof zeigt ein Trümmerhaufen, daß keine leeren Worte geredet wurden, sondern daß einem Beschluß der nationalsozialistischen Regierung auch die Tat folgt. Von der dunklen Straße geht es durch einen 63 Zentimeter breiten und 15 Meter langen Gang. Dahinter liegt der Hof in strahlendem Sonnenschein. Drei Häuser sind hier der Spitzhacke schon zum Opfer gefallen und geben dem Licht und der Sonne freien Raum. Zum ersten Male sitzen einige Familien vor ihren Häusern im Sonnenschein, ein kleiner Strauch, verkrüppelt im Halbdunkel, reckt seine Zweige der neuen Sonne entgegen.

Hinterhof im Gängeviertel bei Nacht

Im Lehnstuhl vor dem Hause sitzt ein Mütterchen, 68 Jahre ist es alt, und erzählt, daß sie im Nebenhof geboren, daß ihr Mann jahrzehntelang zur See gefahren ist und daß sie mit ihrer sechsköpfigen Kinderschar immer in diesem Hause gewohnt habe. Sie hat nur wenig Verständnis für das Abbruchwerk, das ihr im Greisenalter noch die Heimat raubt, denn sie liebt diese Heimat, sie liebt das Gängeviertel, in dem sie Leiden und Freuden ihres Lebens durchgemacht hat. Man hat ihr erzählt, in den Zeitungen stände, im Gängeviertel wohnten nur Verbrecher. Sie meint, ihre Söhne wären alle gute Leute geworden, einer ist jetzt in Amerika, der zweite ist stellenlos und bekommt wöchentlich 12,40 RM., der dritte arbeitet wöchentlich 3 Tage im Hafen — er hat es am weitesten gebracht. Es würde schwer sein, die alte Frau von der Notwendigkeit der Sanierung zu überzeugen; sie liebt nur ihren ruhigen Hof, sieht nicht das Leben in den Spelunken, wo die Seeleute in wenigen Stunden den Lohn einer langen Reise lassen. Hier beginnt nachts das eigentliche Leben. Die Straße ist nur schwach beleuchtet, aus vielen Fenstern lehnen sich Gestalten, um ein wenig Abendluft zu genießen. Irgendwoher tönt die traurige Musik eines russischen Liebesliedes, fern spielt irgendwo im zweiten Hof ein alter, jetzt stellungsloser Seemann alte Weisen auf dem Schifferklavier. In den Türen stehen die Mädchen und flüstern den Vorübergehenden Liebesworte, Katzen huschen über den dunklen Gang, da — ein Kreischen, alles lehnt sich weiter aus den Fenstern, alles ist interessiert, zwei Frauen, blind vor Eifersucht, stürzen sich aufeinander, werden von ihren Freundinnen auseinandergerissen. Dazu lautes Singen und Gegröhle aus zwei, drei Kneipen, ein helles Keifen und das Getöse eines uralten, elektrischen Klaviers, das einen Schlager aus der Dollarprinzessin herunterhämmert.

So grundverschieden wie das Leben im Gängeviertel, so grundverschieden auch die Bewohner. Als zum Gängeviertel zuerst die Nachricht kam, daß alles verschwinden sollte, bekamen 12 000 Menschen einen großen Schreck. Erst allmählich lernten sie einsehen, daß man nur ihr Bestes wollte. Erst allmählich verstanden sie, daß jeder Arbeiter ein Recht hat auf eine Behausung, die Luft und Sonne hineinläßt, und in der seine Kinder gedeihen können. Daß man den Allerärmsten dieses Recht Jahrhunderte lang abgesprochen hat, ist noch lange keine Voraussetzung dafür, daß es weiterhin so bleiben muß. Der Nationalsozialismus hat durch den Abbruch des Gängeviertels bewiesen, daß er es wagt, neue Wege zu gehen. Selbst wenn ein Stück Romantik, ein Stück des alten Hamburg verloren geht. Wir wollen es pietätvoll im Bilde, in Modellen, in Museen festhalten. Aber der deutsche Arbeiter muß mit seiner Familie in gesunden Wohnungen leben.

Paul Broszio.

Ein „Treffpunkt" im Gängeviertel

Besitzt unsere Erde einen zweiten Mond?

Von Max Vallendar.

Wenn wir uns recht überlegen, wie die Erde im Weltraum schwebt, wie sie einen Schattenkegel sonnenabgewendet weit hinauswirft, dann zeigt sich bald, daß kosmische Körper, welche unsere Erde in großer Nähe umkreisen, alle Aussicht haben, dem Forscherauge sich zu entziehen. Körper dagegen, welche in größere Entfernung unsern Heimatstern auf seiner Bahn begleiten, müssen wieder eine gewisse Mindestgröße besitzen, um von uns gesichtet zu werden, selbst wenn sie wie der Vollmond noch so schön von der Sonne beschienen werden. Die Ausrechnung zeigt, daß z. B. an Stelle unseres großen Mondes ein kleiner Körper den Durchmesser von mindestens 1 Kilometer haben müßte, um mit freiem Auge noch eben als mattes, bewegtes Sternpünktchen erkannt zu werden.

Die Aussichten, etwa vorhandene winzigste Kleinmonde der Erde von wenigen hundert Metern Durchmesser zu entdecken, sind also gar nicht so sehr groß; immerhin ist die Möglichkeit von Zufallstreffern nicht ganz ausgeschlossen. Und es scheint in der Tat, daß schon mehrfach in den letzten 25 Jahren derartige Beobachtungen gelungen sind, bloß daß die meisten Entdecker an ihren eigenen Fund nicht glauben wollten. Beachtenswerte Ausnahmen bilden die folgenden beiden Fälle.

Am 12. Oktober 1920, nachm. 1 Uhr 42 Minuten 35 Sekunden MEZ., gelang es nämlich zufällig dem Astronomen Max Valier in Bozen (Südtirol) mit Hilfe eines 2½zölligen Fernrohrs am hellen Tageshimmel, unweit des Ortes, wo sich die beiden Planeten Merkur und Venus befinden sollten, einen derartigen Kleinmondkörper von sichelförmiger Lichtgestalt zu erkennen, dessen Phase und Bahngeschwindigkeit (wie die nachherige Berechnung ergab)) ganz und gar zu den kosmischen Bedingungen für einen die Erde nahe umkreisenden Kleinmond von wenigen Meterzehnern Durchmesser entsprach.

Am 24. Mai 1926, abends 8 Uhr 32 Minuten 30 Sekunden MEZ. dagegen sichtete A. Spill in Annen (Westfalen) einen dunklen Körper, der vor der Scheibe des 13 Tage alten Mondes als deutlich wahrnehmbare kleine Kugel vorüberzog und dessen ganzes Verhalten wieder auf eine der Erdoberfläche nahe liegende Bahn hindeutet.

Aber auch von einer dritten Seite ist auf ganz anderem Wege das Vorhandensein eines erdnahen Kleinmondes kürzlich gefordert worden. Nach Meldungen aus Amerika will nämlich der bekannte dortige Astronom Pickering aus Störungen im Bahnlaufe unseres großen Mondes festgestellt haben, daß ein Körper von etwa 200 Meter Durchmesser, der nur 4000 Kilometer über dem Meeresspiegel die Erde in rund 3 Stunden umkreist, vorhanden sein muß, um jene Störungen hervorzubringen.

W. Spill glaubt nun, den von Pikkering rechnerisch geforderten Kleinmond im Fernrohr gesichtet zu haben. Das ist wohl etwas voreilig geurteilt, aber immerhin: auch der bekannte Meteorberechner v. Niessl hat schon vor Jahren festgestellt, daß sich unter 400 von ihm abgeleiteten Meteorbahnen drei befanden, für welche sich als sehr wahrscheinlich ergab, daß der zum Schluß seiner Laufbahn als Meteor entflammte Körper vor seinem Einschuß in den Luftkreis unseres Heimatsterns die Erde bereits mehrmals als freier Kleinmond umkreist hatte.

Von Christoph Walter Drey.

Der alte Steenhop behauptete, daß es wohl kaum einen Kapitän gäbe, der nicht einmal einen blinden Passagier auf seinem Schiff gehabt hätte. Die größten Schlauköpfe würden von ihnen hinters Licht geführt, und wenn man im Hafen auch noch so scharf Ausguck halten ließ — es schlich sich doch mal einer an Bord und käme zu allgemeinem Hallo erst zum Vorschein, wenn man auf hoher See wäre und man an Umkehr nicht mehr denken könne.

„Wie die Ratten verkriecht sich die Bande", sagte er. „Und glaubt mir, Kinder, es sind Jüngelchen darunter — aha! Die sollte man lieber gleich kopfüber in den großen Kessel schmeißen. Aber das ist unchristlich und auch von Rechts wegen verboten.

Meinen ersten blinden Passagier erlebte ich als junger Kapitän. Er hatte sich in Kapstadt auf meinen Dampfer geschmuggelt und wollte per Freibillett die Fahrt nach Old England mitmachen. Zwischen Kisten und Packen hatten sie ihn im Laderaum beim Verstauen so eingekeilt, daß er erst nach zehn Tagen einen Ausgang fand. Der ganze Kerl war nur noch Haut und Knochen und konnte kaum auf den Beinen stehen. Weil er so jammerte und auch sonst kein übler Bursche zu sein schien, nahm ich mir vor, ihn drüben laufen zu lassen und nicht an die Polizei auszuliefern. Wie ich nämlich später erfuhr, war's ein ausgerissener Sträfling, für den sie am Kap die hänferne Halsbinde schon zurechtgelegt hatten.

Die Nummer Zwei hab ich nach langen Jahren genossen — hatte schon graue Haare. Es war auf 'ner Reise von New Orleans nach Havre. Wir waren vorm Kanal angelangt, als der Steuermann meldete, daß die Mannschaft 'nen blinden Passagier aufgestöbert hätte.

Ich habe ihn nicht übermäßig höflich begrüßt. 's war doch auch wahrhaftig kein Anlaß danach — aber was erwiderte mir der Patron?

„Kapitän, ich bin ein Gentleman und wünsche als solcher behandelt zu werden."

„Ein vollendeter Gentlemen seid Ihr", sagte ich, „und sollt behandelt werden, wie Ihr's verdient. Aber erst das Nationale. Notieren Sie, Steuermann! Der Name?"

„Jon Smith, amerikanischer Bürger."

Wir mußten lachen.

„Der wievielte John Smith in den Vereinigten Staaten?"

„Der achtmalhunderttausendneunhundertunddreiundsiebzigste."

„Und wo und wann geboren?"

„In Jamestown in Wisconsin, im Jahre des großen Hurricanes, wobei dem letzten Büffel am Michigan das Lebenslicht ausgepustet wurde."

„Er will seinen Witz mit uns machen!" giftete sich der Steuermann und hielt dem Burschen die Faust unter die Nase.

„Nicht Mister!" riet ihm der und blinzelte mit den Augen. „Ich bin Preisboxer."

„Sie werden eingelocht werden", erklärte ich dem Preisboxer kurz, „und ich empfehle Ihnen, sich zu fügen. Sonst lasse ich Sie in Eisen legen, und, wenn's not tun sollte, krumm schießen".

„Well, aber ehe Sie mich einsperren, Kapitän, möchte ich ein paar Worte mit Ihnen unter vier Augen reden."

Ich wollte erst nicht, da er aber bat und bat, ließ ich den Steuermann hinausgehen.

„Kapitän", meinte nun mein Gegenüber, als wir allein waren, „ich liebe die Freiheit, liebe sie so sehr, daß Sie sie mir nicht nehmen sollten!"

„Es bleibt dabei!"

„Hm — es ist auch von wegen — — ich möchte nicht gern lebendig gebraten werden, Kapitän."

War das ein Irrsinniger?

„O — hier oben ist alles in Ordnung!" versicherte er, meine Gedanken erratend, und tippte mit dem Zeigefinger gegen die Stirn. „Sie sollten mir schon glauben, Kapitän, sonst — sonst könnten Sie auch lebendig gebraten werden!"

Ich machte Miene, den Steuermann wieder hereinzurufen. Er vertrat mir den Weg.

„Kapitän, was ich sagte, ist weder Tollheit noch 'n Spaß. Und es ist auch ebenso wahr, daß ich nicht der einzige blinde Passagier auf Ihrem Steamer bin."

„Waas?"

„Es sind außer mir noch zwei drauf!"

„Noch zwei? Und wo?"

„Die sind gut aufgehoben, Kapitän, sehr gut. Aber herauskommen möchten sie trotzdem. Sie trauen sich nur nicht."

„Wir werden ihnen nachhelfen!" drohte ich.

„Wird nichts nützen. Die sind nicht mal auszuschweseln, so haben sie sich verkrochen. Weil sie aber möglichst glatt an Land wollen, haben sie mich beauftragt, auszukundschaften, was Sie für 'n Mann sind, Kapitän. Ob sich mit Ihnen vernünftig reden läßt oder nicht."

„Außerordentlich schmeichelhaft für mich", lautete meine Entgegnung, „daß Sie und Ihresgleichen freundschaftlich mit mir verhandeln wollen; darum sollen meine Matrosen die Herren herbeibitten, und zwar mit Tauenden."

„Kapitän", sprach er da fast feierlich, „vor einer halben Stunde finden Sie meine Kameraden bestimmt nicht. In längstens einer Stunde wollten sie aber Nachricht von mir haben, und wenn diese ausblieb, sollte das bedeuten, daß mit Ihnen nichts anzufangen sei. Eine halbe Stunde ist um — reichlich" — —

„Und wenn die ganze um ist?"

„Die Ladung besteht aus Baumwolle und Oel!"

„O ihr Schurken! Wolltet ihr etwa Feuer anlegen?"

Jeder Augenblick war kostbar. Die gefährlichen Gesellen unten im Schiffsraum in einer halben Stunde finden zu wollen, war tatsächlich aussichtslos, es war auch kaum fraglich, daß sie ihr Vorhaben sofort ausführen würden, sobald sie diese Bemühungen bemerkten. Bei mir standen mein schönes Schiff, die wertvolle Ladung, stand eine große Anzahl Menschenleben auf dem Spiel!

„Also frei Ueberfahrt wollt ihr haben?"

„So ist es, Kapitän."

„Nun gut, ich werde mir's überlegen."

„Wir landen aber wahrscheinlich schon morgen!" wandte er ein.

„So sollt ihr bis heute abend Bescheid haben."

„Sagen wir in spätestens drei Stunden."

„Meinethalben! Aber wie erfahren's die beiden im Schiffsraum?"

„Durch ein verabredetes Signal. Es ist alles vorgesehen. Darf ich jetzt das Zeichen geben?"

Ich begleitete den ehrenwerten Herrn selbst hinunter in den Schiffsraum.

Unten angekommen, entlockte John Smith einem Pfeifchen drei langgezogene, schrille Töne. Das würde verstanden werden, sagte er. Dann folgte er mir wieder auf Deck.

Es war regnerisches Wetter, und die Reisenden hielten sich fast sämtlich in den Kabinen auf.

Ich führte meinen interessanten Passagier nach einer leeren Kabine in der Nähe der meinigen, ließ ihm zu essen geben und schloß ihn ein.

John Smith schlief den Schlaf des Gerechten, als ich nach Ablauf der Frist seine Kabine betrat. Als er geweckt war, hörte er meine Antwort wie etwas Selbstverständliches an.

„Ist recht von Ihnen, Kapitän", belobte er mich mit der kaltblütigen Unverschämtheit, die einen zur Wut reizen konnte.

„Holen Sie Ihre Kumpane!" schrie ich ihn an. „Sie werden zusammen diese Kabine bewohnen, bis wir vor Anker gegangen sind. Dann scheren Sie sich" — —

„Zum Teufel!" ergänzte er trocken. „Setzen Sie nur noch gütigst Ihren Namen auf diesen Zettel, damit ich meine sehr argwöhnischen Freunde vollkommen beruhigen kann."

Er reichte mir ein bereit gehaltenes Stück Papier: „Freie Passage von New Orleans nach Havre für John Smith, William Copper, Harry Bloomfield."

„Hier ist die Unterschrift. Nun aber" — —

Er schüttelte den Kopf, als begriffe er nicht, weshalb ich so aufgebracht sei, steckte den Zettel in seine Hosentasche und verließ mit einem beleidigt wohlwollenden Seitenblick die Kabine.

Ich wartete, daß er mit Mr. Copper und Mr. Bloomfield zurückkehre, wartete und wartete. Niemand kam. Sollten die Halunken sich eines anderen besonnen oder sollten sie ihren verruchten Plan voreilig ins Werk gesetzt haben?

Die Unruhe trieb mich hinaus. Aber was war das? Die Tür war von außen verschlossen.

Ich hämmerte aus Leibeskräften dagegen.

Eine Ewigkeit verging, bis man aufmerksam wurde und mich aus meinem Gefängnis befreite.

Das ganze Schiff wurde abgesucht — Kajüten, Zwischendeck, Mannschaftslogis, Laderaum und sogar die Bunker. Stundenlang dauerten die Nachforschungen — — nicht eine Spur — weder von John Smith noch von seinen Kumpanen.

Wir kamen in Havre an, die Passagiere verließen das Schiff, die Ladung wurde gelöscht — — —Smith und Konsorten waren und blieben verschwunden.

Aber zwei Tage nach unserer Ankunft erhielt ich einen Brief aus Paris. Da schrieb mir jemand mit verstellter Hand:

„Freundlichen Gruß! Und nichts für ungut, Mr. Kapitän! Danke Ihnen auf diesem Wege, daß Sie mich 1000 Dollar haben gewinnen lassen. War bald nach unserer Abfahrt in New-Orleans mit zwei Bekannten eine Wette eingegangen. Beide hielten es unmöglich, daß heutzutage ein blinder Passagier unbehelligt über den großen Teich kommt. Ich erbot mich, zu beweisen, daß sogar d r e i blinde Passagiere auf einmal das Kunststück fertig bringen würden. Auf Grund Ihrer freundlichen schriftlichen Bestätigung dieser Tatsache habe ich gewonnen! Nochmals Dank und Gruß

Ihr ergebener John Smith."

Sommer

ZWISCHENSPIEL IN HAIFA

Von T. Victor

Man spricht viele Sprachen und viele Dialekte in Haifa; man gewöhnt sich allmählich an den Gedanken, in einer internationalen Hafenstadt zu sein.

Aber einmal stutzte ich doch, als ich am Markt in der Nähe des Hafens einen dunkeläugigen Araber, Arbeitskittel über dem langgestreiften Hemd, Tarbusch auf dem Kopf, Gemüse-Henkelkorb am Arm zu einem kleinen frechen Lausbübchen, das nicht folgen wollte, sagen hörte: „Kommsch net, Karle."

Konnte das Heimweh solche Worte ins Gehör zaubern? Aber ich hatte doch gar kein Heimweh! Oder gab es eine Fata Morgana des Gehörs? Manchesmal las man solche Mären von Matrosen, die monatelang unterwegs waren. Aber ich war doch gar kein Matrose und gar nicht monatelang auf See.

Vielleicht gab es arabische Laute, die so sehr dem Schwäbischen glichen, das ich soeben gehört haben wollte.

Wie eine Wünschelrute bei einem Erzfund ausschlagen mochte, so lief ich bei diesen schwäbischen Worten; ich werde nie verleugnen können, daß dies meine Lieblings-Sprache ist. Ich ließ den Araber und das Bübchen nicht aus den Augen.

Sie gingen fix; fixer als sonst die Leute hier. Dann rief ich: „Karle."

Der Kleine blieb stehen, drehte sich um; der Araber auch.

Ich rief noch einmal: „Heißt Du Karle?"

„Wilsch ebbes?" fragte der Kleine vergnügt.

Haifa, 27. Februar, nachmittags drei Uhr, in der Nähe des Gemüsemarktes; es war keine Täuschung. Und der Araber fragte mit gutmütigem Lächeln: „Was wollet Sie denn?"

„Woher können Sie denn so wundervoll schwäbisch?" fragte ich ihn so plump, wie man nur fragen kann, wenn etwas ganz dringend ist. „Waren Sie denn schon in Württemberg?"

„Noi, noi" sagte der Araber und schüttelte grinsend den Kopf, daß die Trottel seines Tarbusches wackelte. „Nia".

Er sagte so unverfälscht „nia" mit einem kurzgezogenen halboffenen „a", wie man es nur zwischen Vaihingen und Aalen sagt.

„Das ist aber merkwürdig", meinte ich hilflos und sah den Kleinen fragend an, als könne mir von da Hilfe kommen.

„Sell hat er von ons g'lernt", meinte der Kleine treuherzig, „wir schpreche älle so."

Ich begleitete natürlich die Beiden bis zu ihrer Kolonie und redete nur um des Redens Willen.

Und draußen in der Templerkolonie hörte ich dann den breitesten Dialekt und bekam Laugenbretzeln zu essen wie zu Hause.

Die Jungbauern waren alle schon in Haifa geboren, meist auch deren Eltern, und die Großeltern waren eingewandert, geführt von Prediger Hofmann, um eine religiöse Idee zu verwirklichen.

Sie wollten unter dem Symbol des Tempels alle christlichen Religionen vereinigen, da sie aber praktische Schwaben waren, kolonisierten sie das Land auf ihre Art, tüchtig, geordnet und in der Tradition alt-schwäbischen Bauerntums. Und ihre Enkel sprechen den Dialekt breiter und satter als in irgendeinem heimatlichen Dorf.

Sie knien sich in die Mundart, wühlen sich in sie ein; vielleicht ist es ihnen Ersatz für die Heimat, vielleicht gibt es ein Ueberkompensieren aus unterbewußter Sehnsucht; vielleicht glauben sie, auf diese Weise bessere Schwaben zu sein, als wenn sie nur das übliche Schwäbisch sprechen würden. Was sie taten, war: ultra-schwäbisch!

„Wir Schwobe sind halt zäh", meinte der ältere Bruder des Karle, während er mich auf dem Hof herumführte. „Wir gehe net so leicht unter". Und dann sagte er etwas auf arabisch zu seinem Knecht und es war mir, als sei auch das ein schwäbisch-arabisch; und der Knecht brachte eine Wurst.

„Behalte Sie die als Andenke", sagt der Bruder des Karle, der mir mit militärischem Klappen der Schaftstiefel die Wurst überreichte. „Trinke Se ein' Paläschtina Wein dazu; am beste en Karmelhok, das schmeckt prima; so prima, daß mer des ganze lausige Lebe vergesse kann."

Ginsterhalde

Wie die Sehnsucht singt über den Wiesen des Frühlings!
Mein Herz ist eine Blüte geworden,
Eine goldene Blüte
Trunken flammend
An dunkelgrünen Reisern.
Blühe mein Herz in diesen Abend hinein,
Blühe golden in das selige, milde Licht,
In das Licht des Friedens,
Des Friedens.

Maria Kahle.

Schatzgräber Film /

Von Frank Leberecht

Unentdeckte Möglichkeiten einer neuen Kunst

Die gefesselte Wünschelrute. Ein Professor hat vor kurzem ein halbes Tausend Filme auf ihren kriminalistischen Einschlag geprüft und ist dabei zu geradezu erschütternden Ergebnissen gelangt; seine Statistik läßt erkennen, mit welcher Systematik die Nachtseite des menschlichen Lebens im Film zur Darstellung gebracht wird, allein aus dem Grunde, um ein willenloses Publikum immer mit neuen Sensationen zu überschütten. Die alten Formen der Massenunterhaltung von den Gladiatorenkämpfen des alten Rom bis zu den Schauer- und Rührstücken der Jahrmarktsbuden sind auf der Leinwand erstanden. Wo dagegen mit unleugbarem Kunstwillen angekämpft wurde, da nahm man seine Zuflucht zu der seelisch verfeinerten Mimik des modernen Theaters; diese an sich gesunde Reaktion führte noch weiter von den eigentlichen Aufgaben des Films ab. Die wahre Filmkunst hat sich nur mühselig durchzusetzen vermocht, sie hat zur formalen Hebung des Filmschaffens erheblich beigetragen, ist aber darüber hinaus ohne eigentliche Tiefenwirkung geblieben.

*

Das bewegte Bilderbuch. Eine Erneuerung des Filmes innerhalb einer größeren Kulturrevolution muß zunächst einmal bei der Wurzel des filmischen Schaffens beginnen: dem bewegten Bilde, seiner Entstehung und Verbreitung „Magische Laterne" nannte man die ersten Apparate der Bildprojektion und eine gewisse Magie umgibt die Verrichtung, Bilder aus der Wirklichkeit herauszureißen. Es ist das Bewußtsein, einen Teil der Schöpfung nach menschlichem Belieben einzufangen und zu wiederholen. Wer hinter die Technik zu sehen vermag, der weiß um die geheime Kraft der Kamera, die die Wirklichkeit nicht nur abzubilden, sondern auch zu verdichten imstande ist. Sie bedarf nicht der Sensationen aus anderen Kunstformen, sie hat ihr eigenes Gesetz, uns die Welt zu entdecken. Das andere Geheimnis des Films ist das seiner ungeheuren Volkstümlichkeit und Verbreitung. Fluch und Segen kann gleichermaßen damit verbunden sein und der deutsche Film wird seine Segnungen nur dann vermehren, wenn er zu jenem Geiste zurückkehrt, der einst andere volkstümliche Kunstwerke auszeichnete wie das Volkslied und den Holzschnitt: zum Geiste der Einfachheit, Werkgerechtigkeit und Demut. Dann wird es ihm vergönnt sein, ein bewegtes Bilderbuch von deutschem Land und Volk zu werden.

*

Sensationen des Alltags. Nichts zeigt eindringlicher die Volksfremdheit des früheren Films, als daß er aus der Welt der wirklichen Geschehnisse in die Ateliers flüchtete. Er hat das Angesicht des Alltags nie gesehen. Hier beginnt heute die filmische Arbeit. Angesichts der überwältigenden Fülle der Erscheinungen in unserer Wirklichkeit mag deren Erfassung uns zunächst unmöglich vorkommen, aber dem ordnenden Blick enthüllt sich ihre Struktur. Nicht jeder Filmkünstler sieht alles und kann alles filmisch erfassen, dazu sind die handwerklichen und weltanschaulichen Voraussetzungen zu unterschiedlich. Der eine fängt bei den kleinen Dingen an, er macht eine Straße sichtbar mit der Eigenart ihrer Bewohner, einen Wochenmarkt, spielende Kinder im Park; ein anderer wagt sich schon an monumentalere Dinge, entdeckt das Getriebe eines Hafens, eines Stahlwerkes, eines Förderschachtes; ein dritter wieder widmet sich der mikroskopischen Zartheit einer Blütenentfaltung, belauscht das Wachstum einer Zelle mit dem filmischen Mittel der Zeitraffung, enthüllt den harmonischen Bau eines Blattgewebes. So werden die Elemente eines neuen Wirklichkeitssinnes geschaffen, der dem Leben nicht in der bequemen Haltung des intellektuellen Wissens gegenübertritt, sondern in der ehrfürchtigen Schau. Ein meisterlicher Ansatz zu dieser Weltbetrachtung ist der Film „Was ist die Welt?", der die Demut vor der Größe der Schöpfung weitergibt und mit dem Einblick in einen Ameisenstaat z. B. Sinnbilder eines organischen Weltbaues bringt. Auf diesem Wege liegen die wahren Sensationen des Films, die so erschütternd sind, weil sie einfach sind.

*

Das Gesicht der Landschaft. Die Zweiteilung von Kulturfilmen und Spielfilm hat dazu geführt, daß die Landschaft nur in kunstlosen Bildstreifen erscheint, die zu Steuerermäßigungszwecken dem Hauptfilm vorangehen. In diesem ist sie dann völlig zur Kulisse erstarrt, die der Handlung etwas Lokalkolorit geben darf. Neuerdings werden aus konjunkturellen Gründen einfach pseudotheatralische Geschehnisse, die sonst in Salons spielten, in Bauernhäuser verlegt, was eine dreiste Herabwürdigung des bäuerlichen Lebens bedeutet. Dies wird sich erst dann ändern, wenn der Film das innere Leben einer Landschaft und ihre tätige Verbindung zum Menschen erfaßt hat. Nur aus einem erneuerten Naturgefühl heraus kann die Landschaft dem Filmkünstler sichtbar werden in ihrer Schönheit und Gewalt. In dem „Rebell" war etwas davon enthalten; hier war die einmalige Natur der Berge wirklich Handlungselement, während sie in den Bergsteigerfilmen nur zum Sprungbrett aufregender Klettereien gebraucht wurde. Wenn man die Meisterleistungen der Filmkunst überprüft, wird man feststellen, daß in ihnen eine bestimmte Landschaft in Erscheinung tritt, der sich alles organisch einfügt. Von hier aus muß der deutsche Film beginnen; die Mannigfalt der deutschen Natur gibt ungeheure Möglichkeiten einer Verbindung von landwirtschaftlichem und menschlichem Geschehen, ob dies nun ein Kampf von Bauern um den Boden ist oder die idyllische Heiterkeit eines wandernden Musikanten. Die Einordnung alles Geschehens in seine natürliche Umgebung, aus der alle bildlichen Spannungen erwachsen, ist das A und O der filmischen Arbeit.

Die blonde Kathrein
Liane Haid in der Titelrolle des neuen Bavaria-Films.

*

Vergrabene Mythen. Wenn die Landschaft lebendigen Ausdruck gefunden hat, dann kann sie auch durchsichtig gemacht werden bis zur Vergangenheit hin, die dem Einsichtigen nahe Gegenwart ist. Aus den weiten Horizonten einer Heide holt die dichtende Kamera jenes Gestalten hervor, die in Mythen oder in der Geschichte hier einmal wirksam gewesen sind. Oder einer Flußniederung entsteigen die Geistesheere der Kolonisten, die hier um Lebensraum gekämpft haben. Wie im deutschen Märchen alles eingewebt ist in den bunten Teppich der Natur, so werden auch im Film, der Märchenkunst unserer Tage, die alten Mythen aus der Landschaft gegraben werden. Welche Möglichkeiten zauberischer Verwandlung bringt der Film hierzu mit, welche Ausblicke in die magischen Bezirke der Ueberwirklichkeit kann er gewähren! Ansätze hierzu sind kaum vorhanden, denn dem vergangenen Geschlecht fehlte diese lebendige Beziehung zum Geheimnis nun völlig. In dieser mehr legendären Blickführung und nicht in der primitiven Freude an Kostüm und Maske wird sich auch der Geschichtsfilm bewegen.

*

Der Mensch wird sichtbar. Die Bemühung um gültigen Ausdruck ist auch der Erfassung des menschlichen Handelns durch den Film vorangestellt. Diese Aufgabe ist die letzte und schwerste. Der Film von früher begnügte sich mit der Darstellung irgendwie ausgefallener Ereignisse in dem Raum zwischenmenschlicher Beziehungen, die trotz ihrer Originalitätssucht letztlich auf die Aneinanderreihung billiger Klischeefiguren hinauslief. Der Einbruch schauspielerischer Begabungen, durch den Tonfilm noch um das Wort verstärkt, hat hier nur geringe Abhilfe schaffen können, denn auch die beste Mimik kann nicht ersetzen, was diesen Filmen an optischer Unmittelbarkeit abgeht. Wo die Psychologie anfängt, hört der Film auf; auch das Volkslied arbeitet nicht mit verästelten Charakteren, sondern sucht durch die Einfachheit der Ereignisse zu wirken. Der Mensch wird im Film erst sichtbar werden, wenn diese Einfachheit erreicht ist, wenn er ohne viel Dialog und Gestik, einfach durch die wortlose Zeichensprache seines Tuns sich zu einer gültigen Gestalt verdichtet. Damit dies erreicht werde, ist aber ein völliger Platzwechsel nötig; die Scheinwerfer der Ateliers beleuchten die ewig gleichförmige Lebewelt, die sich in allen Hauptstädten der Welt vorfindet. Menschen ohne eigenes und arteigenes Gesicht können niemals sichtbar werden. Im Volk und seinem einfachen Leben liegen die klassischen Themen einer neuen Filmkunst; hier sind die Spannungen noch unverbraucht. Das Leben des Mannes im Werk, das Schicksal eines Bauernjungen, der in die Stadt zog, eines Mädchens im Maelstrom der Büros, tausende von Schicksalen, die für Millionen deutscher Menschen gültig sind, das sind elementare Aufgaben des Menschenfilms.

Junge Liebe
Eine Szene aus dem mit dem tschechischen Staatspreis ausgezeichneten und auch in Deutschland sehr beifällig aufgenommenen Film.

Wir drehen einen Film

Was kostet er? — Wer finanziert ihn?

Das, was viele sicher interessieren wird, ist die Frage, was alles nötig ist, damit ein Film entsteht, wie er dann in den einzelnen Theatern auf der Leinwand erscheint. Ganz so teuer, wie die meisten vielleicht denken werden, ist so ein Großfilm nun wieder nicht; Unkosten in Höhe von 16 Millionen, wie sie der Film „Hell's Angels" in den Vereinigten Staaten erfordert hat, sind selbst im Lande des noch nicht abgewerteten Dollars Ausnahmen gewesen. Der teuerste deutsche Film hat einmal einundeinehalbe Million Mark gekostet; auch er blieb eine Ausnahme. Immerhin dürften sich auch heute noch die Kosten für einen Großfilm auf 2—300 000 RM. berechnen.

Die Zahlen, die wir im folgenden einsetzen, sollen sich für ausgezeichnetes Material, sowohl was das Manuskript anbelangt als auch die Darsteller usw., beziehen. Da werden denn für ein gutes Manuskript, dessen Autor bereits als Schriftsteller einen Namen hat, 10 000 RM. und mehr gezahlt, die Produktionsleitung erhält etwa 4500 RM., Bild und Ton, zu je 20 000 Meter gerechnet — denn soviel benötigt man, will man nachher den Film auf seine Durchschnittslänge von 2300 Meter etwa zusammenschneiden —, erfordern eine Summe von 35 500 RM., wozu noch Standphotos mit 1000 RM. kommen.

Der Komponist und die Musikkapelle erhalten je 3000 RM., obwohl es natürlich auch hier Unterschiede gibt, je nach der Güte der Musik und dem Namen des Verfassers. Da wird weiter ein Regisseur benötigt, der etwa 15 000 RM. erhält, und ein Stab, der ungefähr 20 000 RM. erfordert. Das Ganze befehligt ein Geschäftsführer, dem 1500 RM. zugebilligt werden. Die Hauptdarsteller erhalten zusammen etwa 35 000 RM., je nachdem, wie viele es sind und welche „Kanonen" man verpflichtet; die kleineren Rollen werden mit etwa 8000 RM. dotiert.

Jetzt haben wir das Manuskript, das zunächst als Exposé von einigen Seiten auftauchte, dessen Unkosten berechnet worden waren, dessen szenische Auswertungsmöglichkeiten geprüft worden waren; wir haben die Musik und die Darsteller. Fehlt uns nur noch der Raum, wo wir die Aufnahmen machen wollen. Da sich die wenigsten Firmen ein eigenes Atelier leisten können, muß eins gemietet werden. Man rechnet dann mit etwa fünf Bautagen, um die verschiedenen Szenerien zu stellen, und mit 15 Drehtagen, die intensiv ausgenutzt werden müssen. Diese kosten einschließlich Lüftung, Heizung und des sehr wichtigen Lampenparks, der berühmten Jupiterlampen, die runde Summe von 10 000 RM. An Strom wird für 5000 RM. verbraucht, an Material für etwa 9000; die Löhne erfordern 40 000 RM., Möbel und Requisiten 6000 RM., während man an Kostümen bei einem modernen Salonfilm mit etwa 2000 RM. auskommt. Hinzu kommen die Unkosten für Transporte und Auslagen mit 4000 RM.

Soweit der Film. Für die Aufnahme des Tons werden die Aufnahmeapparaturen der Tobis benötigt, die, Bedienung eingeschlossen, die runde Summe von 25 000 RM. erfordern; hinzu kommt die Tobislizenz mit 11 000 RM. und eine Exportlizenz, in der bereits eine Gewinnabgabe an die Tobis enthalten ist, in Höhe von rund 10 000 RM. Rechnen wir nun an Generalunkosten etwa 37 000 RM. — sie betragen etwa 15 % der Gesamtsumme — hinzu und die 2 % Umsatzsteuer, so kommen wir auf einen Betrag von etwa 300 000 RM., die unser Film kostet.

Um diese Summe aufzubringen, tun sich als Geldgeber zusammen: die Finanzierungsgesellschaft (meist die Reichskreditgesellschaft), die Weltvertriebsgesellschaft, die Verleihfirma und die Produktionsfirma. Sind diese sich über die Finanzierung einig, so gelangt der zu drehende Film ins Atelier und von dort einmal zur Tobis (Aufnahme des Tons), zum andern zur Kopieranstalt, die nach dem Schnitt des Films etwa sechzig Kopien herstellt. Von hier gehen die fertigen Kopien zurück an die Verleih- und die Weltvertriebsgesellschaft. Bei normalen Zeiten und guten Filmen setzt die erstere etwa 60 Prozent der Kopien in Deutschland ab, die zweite etwa 40 Prozent im Ausland. Die aus beiden Transaktionen sich ergebenden Einnahmen fließen dann zurück an die Finanzierungsgesellschaften, und der neue Film kann begonnen werden.

Bei diesen großen Summen, um die es sich hier handelt, verstehen wir, daß die einzelnen Firmen untereinander syndikatartig verbunden sind. Im übrigen gibt es im Augenblick in Deutschland etwa dreihundert Firmen, die sich mit dem Film, seiner Herstellung usw., befassen; die meisten von ihnen sind selbstverständlich in Berlin beheimatet. Daneben sind jetzt alle Herstellerfirmen in der Reichs-Film-Kammer zusammengeschlossen und alle Filmschaffenden in der „Fachschaft Film", deren Leiter der Schauspieler Carl Auen ist.

Obwohl die Praxis noch immer der beste Lehrmeister ist, haben sich doch schon zwei Tonfilmschulen aufgetan, die eine in Berlin, die andere in München, die sich bemühen, den Nachwuchs auszubilden. Wenn wir noch hinzufügen, daß nur ganz bekannte Regisseure und erfolgreiche Schauspieler Jahresengagements erhalten, während die anderen nur von Mal zu Mal verpflichtet werden, so wird uns der Filmberuf kaum noch so verlockend erscheinen, wie er immer aufgefaßt wird, wenn wir von den Gagen der Stars, besonders in Amerika, lesen.

Auch die Filmschaffenden haben sehr schwer um das tägliche Brot zu kämpfen. Die glänzende Leinwand ist jedenfalls nur die eine Seite. Wirkliche Könner werden aber auch heute noch ihren Weg machen. R. P.